

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 19

Artikel: Mutter
Autor: Roth, Cécile
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kehrte. Begleitet von den rauschenden Weisen eines Csardas flog der Wagen, der mich zum Bahnhof brachte, über die Landstraße, auf der der Mondschein spazieren ging.

Ein seltenes Land mit seltenen Menschen.

Mutter.

Skizze aus dem Leben von Cécile Roth.

Unschön, beinahe häßlich, wie sie war, durfte sie nicht oder kaum auf einen Mann hoffen. Sie war zwar jung, und jung sein bedeutet immerhin ein Glück. Und Jugend läßt auch der Häßlichsten einen goldenen Schimmer; dieser Schimmer, der einzige, lag in ihrem goldblonden Kraushaar.

Das Gesicht aber und die ganze Gestalt ließen keinerlei Freude aufblühen. Der dicke Kopf saß auf breitem, kurzem Hals, und dieser thronte auf vierschrötigem Körper, der sich wiederum auf zu kurzen Beinen stützte. Kurzum, die Marie war wirklich nicht schön, und obschon sie nicht viel mehr als zwanzig Lenze zählte, fiel es keinem Menschen ein, sie jung zu nennen.

Das kam davon, daß sie sich ihrer Häßlichkeit voll bewußt war. Und diese Häßlichkeit übte stetsfort einen Druck auf ihr Gemüt, lastete schwer auf ihr Herz und schlug es in Fesseln.

Wenn sie zur Arbeit in die Stadt fuhr, in die Fabrik, setzte sie sich breit und schwer in eine Ecke des Wagens, und ließ schen ihre Blide umherschweifen. Ihre viel zu kleinen, blauen Augenlein irrlichterten von dem einen zu dem andern. Begegneten sie einer bekannten Seele, lebten sie auf, und ihre häßlichen wulstigen Lippen formten ein Lächeln, ein entzückendes Lächeln. Dies Lächeln war wirklich eine Kostbarkeit zu nennen. Aus diesem Lächeln blühte die edle Blume der Mütterlichkeit, der Nachsicht, des Verstehens, der abgründigen Güte und Sanftmut. Aus diesem Lächeln stieg eine überaus schöne Seele aus häßlicher Hülle ins goldene Licht.

Ihre Gefährtinnen liebten sie und bemitleideten sie um ihrer Unschönheit willen. Und in der Fabrik, bei der Arbeit, bestand keine so wie sie.

Aber Liebe?

Liebe fand sie keine, die Burschen begehrten alle schöne, junge Mädchen. Liebe war nicht für sie da. Oder doch?

Einmal schien es, als ob es so sein sollte. Einmal im Frühling, als der Lebenssaft strohend in alle Bäume stieg, die Knospen schwellten, daß sie plakten, Blättchen und Blüten siegreich in der strahlenden Sonne glänzten, das Gras frisch ergrünte und herb duftete und überall goldene Primeln und blaue Veilchen bunte Flecke bildeten. Einmal glaubte Marie an die Liebe. Und das kam so:

Ein Arbeitskamerad, dem sie bisher nichts gewesen, den sie selber kaum beachtet, lud sie zum Tanz ein. Er schaute sie so treuherzig, so lieb an, er suchte ihre Hand zu fassen, ach, war das süß! Ein niegeahnter, heißer Lebensstrom durchglühte ihre Sinne, ließ sie erschauern.

War das wohl Liebe?

Glücklich ging sie zum Tanz. Noch nie hatte sie sich so leicht gefühlt. Sie tanzte, sie tanzte, und wurde nie müde. Denn obschon ihr Körper schwerfällig und unschön war, das Glück, das süße, verlieh ihr eine ungekannte Leichtigkeit, das Glück löste ihre Glieder. Der Kamerad dachte bei sich: „Sie tanzt ja gar nicht übel, die Marie, und so gar häßlich ist sie auch nicht.“

Und er machte ihr ein Kompliment. Das war das erste in ihrem Leben und es wurde ihr ganz warm ums Herz.

Nachher saßen sie im Wirtshausgarten und tranken Wein und aßen Brot und Schinken dazu. Es wurde immer

gemütlicher. Dann kam der Abend und der Aufbruch. Er begleitete sie nach Hause, übers Land. Marie wohnte am Walbrand. Der Abend war mild und schön, der junge Frühling duftete berauschend, die Sinne glühten, das Blut rauschte und blühte, Marie war selig. Marie war glückselig, hingebend

Als Marie anderntags zur Arbeit ging und den Kameraden begrüßen wollte, fand sie ihn nicht. Sein Platz blieb leer.

„Wo er bliebe?“ fragte sie.

„Ja, ob sie es denn nicht wisse?“ kam die Antwort. „heute reise er ab, verlasse das Land, kehre nie mehr zurück.“

Marie vermochte noch still und gefaßt zu bleiben, zu scheinen; aber in ihrem Herzen bohrte und riß es, daß sie laut hätte aufschreien mögen. Ein Schmerz ohnegleichen durchwühlte sie, eine schreckliche Angst ließ ihre wunde Seele erstarren. Fort, fort, auf Nimmerwiedersehen! War es möglich, war es denn menschenmöglich, daß man so schlecht sein konnte?

Als nach einigen Wochen sie die Gewißheit hatte, Mutter zu werden, wollte sie verzweifeln, die Schande drohte sie zu erdrücken. Sie dachte daran, sich das Leben zu nehmen, ins Wasser zu springen, oder unter den Zug; dann wäre alles aus, das unsagbare Weh und die drohende Schande. Des Nachts, wenn alles schlief, alles in Dunkelheit erstarb, da war's am schlimmsten; da ließen sich die bösen Selbstmordgedanken nicht mehr bannen, nicht mehr bewältigen. Sie rang und rang, aber ihre von herbem Leid niedergedrückte Seele brachte den Mut nicht mehr auf, mit dem Leben zu ringen, siegreich.

Als sie hastig, wie eine Traumwandlerin, die alte Holztreppe hinunterstieg, mit verlorenen Augen, wirrem Haar und erstarrtem Schmerzensanflug, um zum nahen Fluß hinunter zu rennen und ein Ende zu machen, da knarrte die alte Treppe. Und als Marie bei der Türe der Mutter vorbei mußte, stand diese im Nachtgewand und nahm sie bei der Hand.

Die Mutter ahnte das Unglück ihres armen Kindes und rettete es vor Nacht und Tod. Marie überwand mit ihrer Hilfe die furchtbare Not.

Und als der Augenblick des Mutterwerdens kam, begab sie sich mutig in die Frauenanstalt der nahen Stadt. Dort genag sie nach unsäglichem Schmerzen eines gesunden Bübleins. Wenn sie das Kind an ihrer Seite ansah, überflutete ein warmer Glückesstrom ihre Brust, ihr ganzes Wesen und ihr Herz vermochte das Große, Göttliche kaum zu fassen. Sie dachte nicht mehr an Schande, nicht mehr an ein verpfushtes Leben. Was waren ihr die Menschen? Sie besaß ja ein Kind, ein kostbares Kleinod, ein Kind, das ihr ganz allein gehörte, für welches sie mit tausend Freuden ihr Leben einsetzen wollte. Ein Kindchen, das ohne sie völlig hilflos war, ein Kind, das sie benötigte, das ohne sie nicht zu leben vermochte. Sie dachte ganz allein nur an ihr Kind, an ihr Bübchen. Und das große Glück stieg ihr in die Kehle und in die Augen, daß schimmernde Perlen niedertauten.

Als sie nach kurzer Zeit heimwärts fuhr, ihr Kindlein sorgsam in dem rotweißgewürfelten Deckbettchen eingehüllt im Arm, hätte man sie beinahe nicht erkannt. So schön, so verklärt, so unsagbar glücklich schaute sie immer und immer wieder auf das kleine Fleischbündelchen herab. Ihre Züge, die groben ungeschlachten Züge von ehemals, hatten sich veredelt, waren überhaucht von einer großen Zartheit. Der große Mund mit den wulstigen Lippen war rührend in seiner grenzenlosen Liebe zum Kindlein, geradezu zart formte er sein süßestes Lächeln für es.

Die Schwester Maries, die sie abgeholt, bekam Tränen in die Augen, als Marie immer und immer wieder leise

flüsternd, berauscht vom Mutterglück, ihr das schlummernde Kindlein zeigte und bewundern ließ. Ihre zu kleinen Augen hatten sich geweitet und ein unendlich helles, hehres, reines, sieghaftes Licht strahlte daraus, das ewige Licht, das feusche Glück der Mutterliebe.

Johannes von Müller.

Zum 125. Todestag des berühmten Geschichtschreibers,
11. Mai 1934.

Einer der allerberühmtesten Historiker aller Zeiten ist der Schaffhauser Johannes von Müller. Seine Darstellungen aus der Schweizer und der Allgemeinen Geschichte zeichnen sich durch eine geradezu glänzende Gestaltung aus. Er schuf eigentliche Geschichtskunstwerke, verstand es, den inneren Zusammenhang zwischen den verschiedenen Epochen zu zeichnen. Einseitigkeit war ihm fremd.

Johannes von Müller kam am 3. Januar 1752 in Schaffhausen zur Welt, lenkte die Aufmerksamkeit durch eine ausgesprochene Begabung für Geschichte schon als Knabe auf sich, überraschte dazu im Collegium humanitatis mit gediegenen Vorträgen von seltener Fröhlichkeit. Der Vater bestimmte ihn zum Theologen. Nun bestand damals in Schaffhausen die vernünftige Vorschrift, daß jeder Theologiestudent mindestens zwei Jahre auf ausländischen Universitäten studieren müsse. So kam der junge Müller 1769 nach Göttingen, lernte hier die große Welt kennen, nach der er sich immer gesehnt hatte. Als er nach zwei Jahren in seine Vaterstadt zurückkehrte, konnte er sich eigentlich nie mehr in die kleinen Verhältnisse einleben, ebensowenig in den Gedanken, nun als Pfarrer irgendwo seine Tage verleben zu müssen. Das theologische Staatsexamen bestand er zwar, seinem Vater zuliebe, hielt auch einige Predigten, die aber deutlich zeigten, daß er mit dem Herzen nicht dabei war. Er träumte von einer Stelle als Bibliothekar bei einem Fürsten, von der Durchforschung königlicher und kaiserlicher Archive, um Licht in so manches historische Dunkel bringen zu können. Er wandte sich an Kaiser Franz Josef II. in Wien. Ob und welche Antwort er bekam, weiß man nicht. Er schrieb kleine historische Abhandlungen, beschäftigte sich bereits mit den Vorarbeiten für seine berühmte Schweizer Geschichte, griff zuweilen recht scharf Zeitgenossen an, so den guten Lavater in Zürich, der klug genug war, nicht zu reagieren, dafür Müller in Schaffhausen aufzusuchen. Er schrieb von ihm: „Müller ist ein 20jähriges Monstrum eruditionis. Er hat das beste Herz, aber ist im Schreiben noch absprechend, dreist. Sein Stil ist witzig und bis zur Affektion lebhaft. Aber er hat das Gute, daß er sich gern belehren läßt und sich leicht schämen kann“ Sein Gedächtnis scheint beinahe übermenschlich zu sein.“

Im Jahre 1780 erschien der erste Band der Schweizer Geschichte, an welchem Müller fast ein Jahrzehnt arbeitete. Er zeigt bereits alle Vorzüge der Müllerschen Geschichtsdarstellung, wurde von der Kritik des In- und Auslandes sehr gut aufgenommen. 1781 schrieb er in französischer Sprache die „Essais historiques“, die einen allgemeinen Überblick über die politische Geschichte in Europa vom Mittelalter geben.

Durch die Vermittlung des Generals v. Schlieffen erhielt Müller in jener Zeit eine Stelle in Kassel, die er zwei Jahre inne hatte, wurde dann Bibliothekar, Staatsrat und Staatsreferendar des Kurfürsten von Mainz. Zwischenhinein schrieb er den zweiten und dritten Band der Schweizer Geschichte. Wie kaum ein Zweiter fühlte er das Werden einer neuen Zeit. Die Vorzeichen der französischen Revolution deutete er richtig. Von der Notwendigkeit einer Revolution war er übrigens überzeugt. Er schrieb nach dem

Sturm auf die Bastille in Paris anno 1789: „Es müssen periodische Revolutionen eintreten, sonst schlummert alles bis zur Sinnlosigkeit ein.“

In Wien war man unterdessen auf das starke Talent aufmerksam geworden und fand, einen solchen Mann könnte man mit Vorteil für sich verwenden. Müller kam nach Wien, wo er 12 Jahre verblieb, wurde in den Adelsstand erhoben und zum „Edlen von Solfelden“, 1800 zum ersten Custos an der kaiserlichen Bibliothek ernannt, oft mit wichtigen diplomatischen Verhandlungen betraut. Er gab seinen dritten Band Schweizer Geschichte heraus, erregte damit in der konservativen Luft von Wien Anstoß, daß man ihm die Fortsetzung dieses Werkes verbot. Andere Unstimmigkeiten folgten, so daß Müller 1804 froh war, seine Stelle in Wien aufgeben zu können. Er kam als geheimer Rat, beständiger Sekretär der Akademie und Geschichtschreiber des königlichen Hauses nach Berlin in preußische Dienste, begann hier den vierten und fünften Band der Schweizer Geschichte, erhielt von König Friedrich Wilhelm III. den Auftrag, die Geschichte Friedrich des Großen zu schreiben. Dazu wurde ihm uneingeschränkte Archivbenützung eingeräumt.

Nach dem Einmarsch der Franzosen in Berlin im Jahre 1806 begann ein neuer Lebensabschnitt Müllers, der unerfreulichste und unerquicklichste. Er, der vorher die Franzosen bekämpft hatte, in Friedrich dem Großen ein leuchtendes Vorbild sah, verschrieb sich jetzt Napoleon, wurde der Minister des windigsten der Napoleoniden, des Königs Jérôme von Westfalen. Wir können ihm höchstens danken, daß er in dieser Zeit noch den fünften Band der Schweizer Geschichte, umfassend den Zeitraum von den Burgunder Kriegen bis zum Ausbruch des Schwabenkrieges, fertig brachte, schade, daß damit der Schluß erreicht war. Müller begann zu kränkeln, starb am 11. Mai 1809. V.

Rundschau.

Geburt Grossarabiens.

Wer spricht von Arabien? Was kann die Wüste mit ihren paar Däsen bedeuten? Warum sollte man speziell das Reich Ibn Sauds, das in ganz Nedsch und Hedschas kaum mehr als 3 Millionen Menschen zählt, respektieren? Und doch geschehen dort gerade jetzt Dinge, die für die Entwicklung Asiens, mehr noch aber für die künftige Geschichte der europäischen Kolonialherrschaft von entscheidender Bedeutung sind.

England beherrscht etwa die Hälfte der arabischen Halbinsel; seine Grenzen gehen von Aden quer durch die Wüste bis zur Seeräuberküste und umschließen auch das von allen Seiten kontrollierte Sultanat von Oman-Masfat.

Italien hoffte, sich im Yemen festzusetzen, in Soeda und Saana jenen Einfluß zu gewinnen, den England in Aden besitzt, und dadurch, daß die afrikanische Küste von Erithrea gegenüber Yemen ihm gehört, am südlichen Roten Meer eine Kontrollstellung über die für England sehr wichtige Meerstraße von Bab-el Mandeb zu gewinnen, also den Seeweg nach Indien zu kontrollieren. Es benutzte die Angst des Herrschers von Yemen zu seinen Zwecken, bewaffnete seine im übrigen sehr konservative Bevölkerung und schickte Instruktoren — alles nur, um eines Tages das Land zu schlucken. Angst hatte der „Imam“ von Yemen vor seinem nördlichen Nachbar, eben dem König Ibn Saud.

England konnte natürlich nicht dulden, daß Italien jene Kontrollstellung gewinne. Es ermunterte den König des Wahabitenreiches zum Angriff gegen die werdende italienische Kolonie. Und Ibn Saud, der nicht immer der be-